

## Von Fastnacht bis Ostern.

Erinnerungen an Sitte und Brauchtum in der Heimat.

Ich stehe im Verkaufsladen eines Schuhmachermeisters in einer der Nebenstraßen Namslaus. Während mich die Ehefrau hinter dem einfachen Ladentisch am späten Nachmittag bedient, erscheint der Meister halb angezogen zwischen dem Vorhang - "Portiere" nannte man bei uns ja auch einen solch dichten, zweiteiligen Vorhang - und ruft der „Mestern“ zu: „Du, wo hoaste denn das neue „Vorleibel“ hingetoan, es geht uff finfe zu, ich muß zur „Faßnacht zur Kretschmerzeche?“

Die „Kretschmerzeche“ und die „Alte Herrenzeche“ waren jahrhunderte alte Vereinigungen von ursprünglich Handwerkern und Gewerbetreibenden, die bei Sterbefällen das Begräbnis ausrichteten. Sie stellten Träger, Bahre, Leichenwagen und Bahrtuch; außerdem gab es eine Geldbeihilfe zur Bestreitung der sonst anfallenden Kosten bei Todesfällen.

In den Zeiten, wo es noch keine sozialen Einrichtungen gab, wollte man dem sogenannten „Armenbegräbnis“ aus dem Wege gehen; eine segensreiche Einrichtung in Notfällen. Anfangs für Gewerbetreibende der Zünfte und Innungen gedacht, stand später die Mitgliedschaft auch aus eigenen Existenzgründen allen Bürgern offen, sofern sie „unbescholten“ waren.

Wenn ich mich recht erinnere, führten die Vorstandsmitglieder noch die von altersher überkommenen Bezeichnungen wie Oberältester, Ältester u. a. Auch bei Hauptversammlungen wurde ein altüberkommener Ritus bei geöffneter Lade (eisenbeschlagene Truhe) und brennenden Lichtern innegehalten. Am Fastnachtstage war in der Regel eine solche Hauptversammlung der Zechen, die in letzter Zeit zu einer Vereinigung zusammengelegt waren. Man benutzte die Gelegenheit auch zum Einzug des Jahresbeitrages. Anschließend an den offiziellen Teil war das traditionelle Fastnachtsessen, das für die Mitglieder kostenlos war und in Würstchen mit Kartoffelsalat bestand.

In gemütlicher Runde schmeckte das Bockbier, und manches „Fuder (Runde) Korn“ wurde nach altem Handwerksbrauch „eingefahren“. Und manch einer der als Sargträger fungierenden Mitglieder wankte um Mitternacht im Leichenträgerschritt „schwer beladen“, den Chopinschen Trauermarsch mit den Lippen für sich hinblasend, dem häuslichen Bett entgegen oder um noch in ein Lokal, wo durch Fenster- oder Türritzen ein Lichtschimmer zu sehen war, einzubrechen. Denn auch die Stadtpolizei war an Fastnacht „entgegenkommend“ und unterband nur ruhestörenden Lärm.

Große Fastnachtsvergnügungen gab es nicht, höchstens im Gasthaus Max Opitz in der Deutschen Vorstadt den Fastnachtstanz, wo „Maxe“ mit einigen Musikern höchst eigenhändig Pauke, Schlagzeug und die „Raschel“ bediente. Es war ein öffentlicher Tanz, der von den Soldaten der Schwadron stark besucht war. Der „ruhige“ Bürger traf sich im Familien-, Verwandten- und Freundeskreise entweder in der „Wohnung - Mutter hatte als übliches Fastnachtsgebäck Riesenpfannkuchen, nach alter Sitte mit „Pflaumenkalex“ gefüllt - gebacken oder ging abends aus in die Hotels. oder Gasthäuser. Eisbein mit Sauerkraut oder Wellfleisch mit ;Wellwurst aber auch Schweine- und Wildschweinbraten waren eine gern gegessene Fastnachtsspeise.

In unserer Heimat kannte man wie im Rheinland und in München keine Karnevals- und Faschingsumzüge, keine Maskierung in der Öffentlichkeit, keinen Trubel ihre Wintervergnügen nach Weihnachten als Kostümfeste oder auch als Maskenbälle ab und wetteiferten geradezu in der Ausgestaltung der Feste mit humorvollen Einfällen, in der bunten Dekoration der Festsäle, und in der Stellung der Veranstaltung unter ein bestimmtes Motto wie z.B. „Im indischen Dschungel“ oder „In einer Nürnberger Spielzeugschachtel“.

Nicht vergessen seien die in dieser Zeit in Dorf und Stadt von Gastwirten veranstalteten Bockbierfeste und Kappenabende. Erwähnt seien auch manch lustige Einfälle meist jüngerer Vergnügungsteilnehmer, wenn sie, „mehr oder weniger vom Alkohol beschwingt“, den Nachhauseweg vom Vereinsvergnügen antraten und dann die Frühkirchenbesucher in Erstaunen versetzten. So war über dem Amtsschild des Kreisarztes auf der Wilhelm-straße eines Morgens ein blinkendes Aushänge-Becken eines Friseurs zu sehen.

Aber ein geradezu waghalsiger Fastnachtsscherz bot sich eines Sonntagmorgen den Bürgern unserer Stadt. Die Glocken der Rathausuhr waren im ersten Weltkrieg zum Einschmelzen abgegeben worden und wurden einige Jahre nach Beendigung des Krieges ersetzt. Zum Aufziehen der Glocken war am Rathaus ein Baugerüst errichtet worden, das mehrere miteinander verbundene schmale Leitern über das Rathausdach zur Turmkrone führte. Es schwindelte einem schon, wenn man am Ring stand und da hinaufschaute und die schwindelfreien Arbeiter bei ihrer Tätigkeit beobachtete. Beim Morgengrauen entdeckten Kirchenbesucher einen am Strick baumelnden Mann unter der Turmspitze, der sich anscheinend dort oben das Leben genommen hatte. Erstes Entsetzen wich der Bewunderung für die, die diesen ausgestopften „Selbstmörder“ in der finsternen Nacht da hinaufgebracht und unter der Turmspitze aufgeknüpft haben.“Der Fredl hat sich im Rathaukturm aufgehängt!“ ging es wie ein Lauffeuer durch die Innenstadt und lockte viel Neugierige ans Fenster und auf den Ring. Da es Sonntag war, machte die Feuerwehr auf Veranlassung der Stadtverwaltung diesem Fastnachtsscherz ein frühes Ende, so daß später kommende Bürger nicht mehr auf ihre Rechnung kamen.

Man munkelte noch längere Zeit über diese lustige Angelegenheit und zerbrach sich den Kopf, wer dieses waghalsige Artistenstück vollbracht hatte. Ein Turnverein hatte am Abend zuvor ein Faschingsvergnügen, und Vermutungen gingen in dieser Richtung. Quietschvergnügt erfreute sich nach wie vor unser Stadtoriginal „Marschall-Fredl“ seines bescheidenen Lebens, war er doch wieder einmal in vieler Munde.

Mit dem Aschermittwoch, der von den katholischen Mitbürgern wie andernorts auch mit Kirchgang und der Erteilung des Aschenkreuzes begangen wurde, begann die Fastenzeit, in der öffentliche oder auch Vereinsvergnügen verboten waren. Es war eine altherge Sitte, daß in dieser Zeit nicht getanzt wurde; selbst bei Familienfesten achtete man in gut protestantischen Kreisen darauf. Und ich weiß aus eigener Mitwirkung bei Planung von Vereinsvergnügen, daß man streng darauf achtete, daß der Termin nicht etwa in „die Faste“ fiel. Trotz der ruhigen Wochen gab es Unterhaltungen in Namslau genug wie Oratorien-Aufführungen des Gesangvereins, Kirchenkonzerte, Theaterabenden ernsteren Charakters des Schlesischen Landestheaters, Konzerte der Schlesischen Philharmonie aus Breslau, wissenschaftliche Vorträge des Universitätsbundes Breslau, literarische und Gesangssolistenabende und nicht zuletzt die vom Volksbildungsverein veranstalteten Experimentalvorträge bekannter Physiker aus ganz Deutschland.

Mit der Fülle des Gebotenen konnte sich unsere Grenzstadt auch im Hinblick des Niveaus der Darbietungen mit vielen größeren Städten durchaus messen. So waren schnell die Passions-Sonntage herangekommen, in denen die Konfirmationen der evangelischen Gemeinde lagen, spätestens an Palmarum. Die Konfirmandinnen in weißen Kleidern, die Knaben in dunklen Anzügen, geschmückt mit dem Myrtenkranz oder Sträußchen schritten sie zur Einsegnung und nahmen nach der Feier anschließend am ersten Hl. Abendmahl teil.

In manchen Familien und da wieder besonders auf den Dörfern war es üblich, aus selbst gezogenem Myrten das Konfirmationssträußel zu binden. Man hob sich vom Tauf- oder Jahrkleidchen, das mit Myrtenzweigen besteckt war, einige Zweiglein auf und zog sie im

Topf für die Konfirmation oder auch für die Hochzeit heran.

Hier im Rheinland kannte man diesen „Konfirmationsbrauch“ nicht, und manche evangelischen Geistlichen duldeten ihn nur bei Flüchtlingen und Vertriebenen mit Widerwillen.

„In Richters Ofen liegen junge Palmen“ so schnurrten wir einen Merkvers für die Anfänge der Namen der Passionssonntage schon in der Dorfschule für uns herunter; dem Dorflehrer gegenüber sagten wir den wesentlich schwerer zu merkenden aber sinnigeren Vers auf: In rechter Ordnung lerne Jesu Passion.

Ja, „Okuli, da kommen sie!“ so sagt der passionierte Waidmann. Gemeint sind die Schnepfen, untrügliche Frühlingsboten der Vogelwelt. Im Stadtwald, in der Kramarke, fielen sie ein, und manch ein Jäger aus Namslau hat dort den wohlschmeckenden Vogel erlegt, auch wenn das zubereitete Gericht den nicht gerade wohlklingenden Namen „Schnepfendreck“ führte. Schnepfen werden wie anderes Wildgeflügel zum Braten vorbereitet, jedoch nicht ausgeweidet.

Unter den Passionssonntagen nimmt in Schlesien der Sonntag Lätare, im Brauchtum als Sommer-Sonntag bekannt, eine besondere Stellung ein. Er wird mit der Einführung des Christentums in Schlesien im Jahre 966 vielfach in Zusammenhang gebracht. Seine Wurzeln reichen nach Ansicht vieler Wissenschaftler und Volkstumsforscher aber wohl in die germanische Vorzeit zurück. Einstmals ein symbolischer Vorgang, der im Westen Deutschlands - wie früher auch in Schlesien - in der Form des Wettstreites zwischen Sommer und Winter auftritt, wobei der Winter verliert, ist er zuletzt nur ein reiner Bittgang der Kinder um Geld und Gaben gewesen. Ursprünglich ging es um das Austreiben des Wintertodes und das symbolische Bringen des Sommers.

In meiner Jugend trugen die „Sommerkinder“ anstelle der in den letzten Jahren fabrikmäßig hergestellten „Sommerstangen“ noch kleine geschmückte grüne Tannenbäumchen beim Sommersingen in der Hand; ein Zeichen des erwachenden, grünenden Lebens.

Im Östlichen Teil unseres Kreises Namslau an der Grenze nach Oberschleien scheinen sich im Brauchtum noch Reste des Todaustreibens erhalten zu haben. Im Zusammenhang damit brachte man das Wintertodaustreiben auch mit der Vernichtung der heidnischen Götzenbilder in Sümpfen und Gewässern. Die Götzenbilder wurden „Marschaseka“ genannt.

An der Stober trug man alljährlich am Sommersonntag eine Strohuppe an den Fluß und warf sie mit viel Lärm und Geschrei an einer bestimmten Stelle ins Wasser. Die Wiesen und Felder in dieser Gegend hatten seit altersher den Flurnamen Marsehanka. Der wohl aus dem Slawischen entnommene Name deutet nicht auf einer slawischen Herkunft, dieses Brauchtums, das am ganzen Lauf des Stobers zu beobachten war.

Unser Landsmann Karl Schiller, früher Granitz Kreis Namslau, der sich um die Sammlung heimischen Brauchtums seit je sehr verdient gemacht hat, berichtet über einen anderen Osterbrauch seiner Wohngegend:

„Am Karfreitag wurde aus einem Fluß oder einem klar fließenden Graben Osterwasser geholt. Vor dem Sonnenaufgang begab sich eine Person des Hauses mit einem Eimer oder einer Kanne an die Stober, kniete am Ufer nieder und verrichtete ein Gebet. Alsdann wurde Wasser geschöpft, aber noch vor Sonnenaufgang. Auf dem Weg zur Wasserstelle und auf dem Heimweg durfte kein Wort gesprochen werden.

Stumm gingen Frauen und Männer aneinander vorüber. Es war für mich ein beeindruckender Augenblick zu sehen, wie die Osterwasserholer von beiden Seiten der Stober an den Fluß strömten und nach kniendem Gebet das Karfreitagswasser schöpften. Selbst der ehrwürdige Pfarrer H. aus Falkowitz schritt alljährlich am Karfreitag in der Dämmerung an den Fluß und wusch seine Hände in dem aus östlicher Richtung kommenden Fluß.

Nach alter Überlieferung schrieb man diesem Karfreitagswasser heilende Kräfte zu. Man

wusch Gesicht und Hände, um Hautausschlag, Warzen, Sommersprossen und andere lästige Übel loszuwerden.

Am Ostersonntag wurde das am Karfreitag geschöpfte Wasser in der Kirche geweiht und als Weihwasser in die Wohnung mitgenommen.“

Weithin verbreitet war in den Dörfern in meiner Jugendzeit noch das Begießen mit Wasser am frühen Morgen des zweiten Osterfeiertages. Das gab ein Geschrei und Gekreische bei den Mädchen und jungen Frauen, denn auf sie hatten die jungen Burschen und Männer es abgesehen. Sie sahen mitunter aus wie die „gebädeten“ Katzen, denn die Begießerei artete mitunter in eine Wasserschlacht aus.

Dem Ostersonntag geht der Palmsonntag voraus. An ihm wurden auch in unseren katholischen Kirchen die Weidenblütenkätzchen als so genannte Palmen geweiht. Sie gelten - oft auch der Protestanten - als Schutz gegen Behexung und Gewitter und alles drohende Unheil. Manche Bauern steckten sie auch in die Ecken der Felder, um Hagelschlag und Unwetter zu bannen.

Bei Kindern verknüpft sich der Name Ostern mit dem Osterei. Die gefärbten oder mit bestimmten Mustern bemalten Eier oder auch Schokoladeneier und Marzipan-Osterhäschen wurden im Garten, wo dies nicht möglich war in der Wohnung, versteckt. Das Auffinden löste bei den Kindern eitel Freude aus. Warum die Ostereier vom Osterhasen kommen sollen, ist nicht mehr zu ergründen. Möglich, daß die starke Nachkommenschaft des Hasen und beim Ei das schlummernde Leben dem Brauchtum den Anstoß gegeben haben. In meiner Kinderzeit war der Gründonnerstag, in anderen Gegenden der Ostersonntag der frohe Tag des Eiersuchens.

In protestantischen Familien war es althergebrachter Brauch zum heiligen Abendmahl, zum Tisch des Herrn zu gehen. Gegen 17.00 Uhr strömten die evangelischen Mitbürger in Namslau zum Gottesdienst; schwarz kleidet, die Herren oft auch im Zylinderhut.

Die Passionswoche wurde auch die „stille Woche“ genannt. Wie schon der Name sagt, schwieg laute Musik, und Tanzlustbarkeiten waren strengstens verboten; nur ernste Musikaufführungen geistlichen Inhalts waren gestattet. Auch der Speisezettel wurde mit Fisch- und Eierspeisen auf die Karwoche, also auf Fastenspeisen umgestellt; anders dagegen an den Ostertagen, wo Festtagsbraten, darunter Osterlamm - vielfach auch Zikkel (Jungziege) - aufgetischt wurden.

Daß in Schlesien Streusel- und Käsekuchen, Baben und „Abgerührte“ für den Kaffeetisch nicht fehlen durfte, sei nur der Vollständigkeit halber erwähnt; nicht zu vergessen fürs Abendbrot den „echten“ schlesischen Heringssalat und Gallert (Sülze).

Das Osterfest liegt an dem althergebrachten Termin des Vollmondes nach Frühlingsanfang. Es ist ein hohes kirchliches Fest und deutet den Sieg der Sonne im Jahreskreislauf als den Sieg des Lichts über die Macht des Bösen und der Finsternis, in der Auferstehung des Herrn CHRISTUS, des Opferlammes zur Erlösung für die Menschen von Sünde und ewigem Tod. Ist es verwunderlich, daß im Osterbrauchtum das Osterlamm mit verwoben wurde. Auch bei uns im Kreise Namslau ging man in der Frühe hinaus, um im Flimmern der Sonne das „Osterlämmel“ springen zu sehen aus Freude über die Auferstehung des Erlösers.

Mögen diese Ausführungen, die auf Vollständigkeit keinen Anspruch erheben und von manchem Landsmann sicher ergänzt werden können, dazu beitragen, nach über 20jähriger Trennung vom Heimatboden heimatliche Sitte und heimatliches Brauchtum wieder lebendig werden zu lassen und den Kindern und Enkelkindern davon zu erzählen ! „

Arthur Kalkbrenner , 1968 (Namslauer Heimatruf Nr.46)